



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 176.

Montag, 30. Juli.

1928.

(6. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Plesbet Dill.

„Tat man das immer, fragte der Richter, wenn Madame ausging?“

„Ja, das war so eingeführt, weil wir nämlich nur drei Hausschlüssel haben. Den einen hat immer der Herr mit, den anderen hat der Hausknecht, der morgens die Türen aufschließt, und den dritten habe ich. Er ist zu dick. Madame nimmt nie einen so großen Schlüssel mit. Und bis jetzt war es auch immer gut gegangen mit diesem Schlüssel. Aber an dem Abend war so viel zu tun, immer kam jemand in die Küche. Es war vor dem Markttage. Wir hatten das Haus voller Gäste, und da ist mir der Schlüssel aus dem Kopf gekommen. Ich ging also schlafen.“

„Um wieviel Uhr gingen Sie schlafen?“

Artemis begann sich. „Das weiß ich nicht mehr. Ich gehe gewöhnlich um neun Uhr hinauf in meine Mansarde ... aber diesen Abend war es wohl etwas später geworden. Es wird halb zehn Uhr gewesen sein ...“

„Und dann haben Sie fest geschlafen, die ganze Nacht?“

„Nein ... Dann kam doch das Gewitter, und Madame — die alte Frau Gontard nämlich — schellte plötzlich, und ich lief gleich hinunter.“

„Was wollte sie denn von Ihnen, weshalb schellte sie?“

„Sie saß in ihrem Schlafzimmer am Fenster und war sehr unruhig. Ein Gewitter regt sie immer auf. Dann friert sie keine Lust, hat Beklemmungen und sieht dann allerlei, was man ihr austreiben muß ...“

„Was sah sie denn an diesem Abend?“

„Sie behauptete, in dem Hause von Dupons sei Licht.“

„Welches Haus meinte sie?“

„Ach, das vom alten Dupon, das an unseren Hof stößt.“

„War denn dort tatsächlich Licht?“ fragte der Richter.

„Ich konnte nichts sehen“, sagte die Alte. „Ich habe mich angestrengt, aber als ich herunterkam, war kein Licht mehr da.“

„Ist denn das Haus überhaupt bewohnt?“

„Nein, seit der alte Dupon tot ist, steht es leer. Der Herr Capitaine will es verkaufen, aber niemand will es nehmen. Es ist zu weitläufig. Er wollte mit unserem Herrn sprechen wegen der Versteigerung.“

Der Richter wandte sich an den Gendarm: „Ich möchte erst den Capitaine vernehmen. Ist er da?“

Odette sah auf. „Ja, er ist in seinem Hause drüben.“

„Ich bitte, den Herrn Capitaine rufen zu lassen.“

Der Gendarm verließ das Zimmer.

Inzwischen wurde Artemis weiter verhört.

„Also, Sie haben nichts Verdächtiges in dem Duponschen Hause gesehen und haben diese Erscheinungen für ein Angstgeäst der alten Dame gehalten?“

„Ganz recht! Sie hat leicht Alpdrücken. Sie blieb spät auf, weil sie das Liegen schlecht verträgt wegen der Atemnot, und dann sieht sie allerlei oder bildet es sich ein. So hat sie an dem Abend immerfort von der Jagd gesprochen und gesagt, wenn nur mit Charles heute nichts passiert ... ich hab' immer Angst, sie bringen ihn

mir einmal tot vor die Tür ... Ich habe sie dann beruhigt, bin danach ins Bett gegangen und bin auch bald darauf eingeschlafen.“

„So! Und Sie erwachten erst wieder, als es an der Haustür klopfte?“

„Nein, ich erwachte erst durch ein Klingeln. Ich meinte wenigstens, es hätte geklingelt. Aber dann hörte ich ein Klopfen an der Haustür, lief hinunter und rief: „Wer ist da?“ Da stand Frau Odette vor der Tür, nah geregnet, und machte mir Vorwürfe, daß ich den Schlüssel vergessen hätte.“

„Und das Klingeln?“

„Das kam aus Madames Zimmer, die wir ja am anderen Morgen neben der Klingelschnur gefunden haben. Sie hat wahrscheinlich auch das Klopfen gehört und war aufgestanden. Und in der Angst, es sei etwas mit ihrem Sohne passiert, ist sie zusammengebrochen. Und lag so die ganze Nacht ...“

„Wieviel Uhr kann es gewesen sein, als Frau Gontard heimkam?“

Die Alte schaute Frau Odette an und schwieg. Odette saß auf dem blauen Sofa und hielt die Hände fest über den Knien gefaltet, wie, um sich einen Halt zu geben oder eine Stütze. Sie sah aus, als ob ihr alles ziemlich gleichgültig sei und dieses peinliche Verhören sie langweile.

„Nun, Artemis, besinnen Sie sich: wieviel Uhr kann es gewesen sein?“

„Es wird Mitternacht gewesen sein, Herr Richter.“

Frau Odette warf Artemis einen Blick zu.

„Artemis, es kann nicht Mitternacht gewesen sein“, sagte sie bestimmt, „ich bin gleich nach zehn Uhr fortgegangen von meiner Tante und bin den ganzen Weg heruntergelaufen, das sind kaum zwanzig Minuten. Es war halb elf Uhr ...“

„Ich bitte nochmals“, sagte der Richter ungehalten, „die alte Frau nicht zu verwirren“. Er wandte sich an Artemis. „Sie meinen also, es sei Mitternacht gewesen?“

„Gott ja, so genau kann man das wirklich nicht mehr sagen, Herr Richter ... es kann auch früher gewesen sein. Man hat es nur so im Gefühl, wieviel Uhr es ist. Ich habe zwar nicht auf meinen Wecker gesehen, aber später als halb elf Uhr war es bestimmt ...“

„Nun, dann war es dreiviertel elf Uhr, das will ich nicht bestreiten“, sagte Frau Odette mit großer Sicherheit ... „Aber ich bleibe dabei, daß es nicht später gewesen sein kann.“

„Haben Sie denn auf die Uhr gesehen, Madame, als Sie heimkamen?“

Die hellen Augen der jungen Frau verdunkelten sich jäh. Wie ein Schleier legte es sich über das feine, weiße Gesicht. „Nein, auf die Uhr habe ich an dem Abend nicht mehr gesehen.“

„Ziehen Sie Ihre Uhr abends nicht regelmäßig auf?“

„Ich hatte Sie schon aufgezoogen, ehe ich fortging“, sagte Odette.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Gendarm führte den Capitaine herein.

Der Richter wandte sich nun diesem zu. Dupon stand in seiner etwas lässigen Haltung vor dem Richter und grüßte nach Odette hinüber. Sie erwiderte seinen Blick fest. Ihre Lippen bewegten sich, sie schob wieder die Ringe hin und her.

„Ich kann wohl gehen?“ fragte die alte Artemis. „Wir brennt sonst draußen alles an“.

„Ja, gehen Sie, ich werde Sie später noch einmal brauchen“.

Artemis zog die Tür hinter sich ins Schloß.

„Verzeihung, Herr Capitaine, daß wir auch Sie herbeimähen. Ich möchte nur feststellen, ob Sie in Ihrem Hause irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen haben, als Sie es zum ersten Male betraten. . . Sie sind heute morgen angekommen?“

„Ja!“

„Wohl mit dem Frühzug?“

„Nein, ich bin zu Fuß gekommen. . . Ich hatte mir in Chateaubaud ein Reitpferd angesehen, und es war mir langweilig, auf den nächsten Zug zu warten. Da ging ich durch den Wald hierher. Am Waldrande traf ich Herrn Gontard, und er nahm mich mit seinem Wagen mit“.

„Sie sind dann gleich in Ihr Haus gegangen?“

„Nein, ich ging erst hierher, und wir aßen zusammen. Nach Tisch ging ich dann hinüber“.

„Wie kamen Sie denn in Ihr Haus?“

„Ich habe einen Schlüssel, den ich gewöhnlich hieselbst lasse. Ich habe aber nichts Außergewöhnliches dort gefunden. Alle Zimmer waren in Ordnung und verschlossen, wie ich sie Weihnachten verlassen habe“.

„Haben Sie auch gehört, daß die alte Frau Gontard schon gestern abend Licht in Ihrem Hause gesehen haben will?“

Der Capitaine lächelte. „Das ist wohl kaum möglich. Wer sollte denn dort in der Nacht etwas zu tun haben?“

„Nun, Sie haben wohl noch allerlei in der Wohnung stehen?“

„Gewiß, alte Möbel. Diese schleppt niemand fort“.

„Und das Silber?“

„Habe ich längst in meine Wohnung nach Nantes gebracht“.

„Also, Sie glauben, daß das Licht eine Halluzination der alten Dame war?“

„Ja, das ist sogar sicher. Sie glaubte oft, etwas Ähnliches zu sehen, was sich hinterher als Trug erwies. Sie ist sehr ängstlich, besonders abends, und verträgt die schwüle Gewitterluft nicht“.

„Könnte irgend jemand von den Dienstboten aus dem Hause hier vielleicht sich das leere Haus zunutze machen zu einem Stelldichein und dergleichen, da der Schlüssel im Hause liegt?“ fragte der Richter.

Der Capitaine schüttelte den Kopf. Er sah zum Fenster hinaus. „Das glaube ich nicht. Die Flämin Marie wäre selbst dazu zu dumm, der Hausknecht ist ein Krüppel, der Kutscher ein Greis, der in der Stadt seine Familie hat, und der alten Artemis traut man wohl so etwas nicht zu“.

Der Richter notierte etwas. „Ich mußte das nur feststellen. Sie sind entlassen, Herr Capitaine“.

„Verzeihung, eine Frage“. Der Capitaine trat an den Tisch, hinter dem der Schreiber schrieb, und warf einen raschen Blick auf die Akten. „Ich muß heute abend wieder zurück. Ich habe keinen Urlaub, Sie haben mich wohl nicht weiter nötig?“

„Nein, wenn das später notwendig ist bei der Verhandlung, werden wir Ihnen Mitteilung davon machen“.

„Dann bin ich also entlassen?“ Der Capitaine sah Odette noch einmal kurz an, verneigte sich leicht vor den Richtern und ging mit raschen, elastischen Schritten hinaus.

„Ich lasse Herrn Charles Gontard bitten“, sagte der Richter.

Der Gendarm ging. „Ich muß nach meiner Schwiegermutter sehen“, erinnerte Odette.

„Es tut mir leid, augenblicklich brauche ich Sie noch. Behalten Sie Platz, bitte. Wir sind bald mit der ersten Vernehmung fertig“.

Charles kam herein, er sah verstört und sah aus.

Als Odette ihren Mann erblickte, sprang sie auf und warf sich an seinen Hals.

„Charles, Charles!“ schluchzte sie.

Er strich über das weiche dunkle Haar und drückte ihre zitternde Gestalt fest an sich. „Sei ruhig, Odette, dir geschieht ja nichts. — Haben die Herren mich etwas zu fragen?“

„Ich bitte Platz zu nehmen, Herr Gontard“.

Charles blieb stehen.

„Verzeihung, wenn ich bitte, mich ein andermal vernahmen zu lassen, meiner Mutter geht es sehr schlecht“, sagte er mit gebrochener Stimme.

Sein verändertes Aussehen, der Ton seiner Stimme war so überzeugend, daß der Richter ihn mitleidig ansah. „Es sind nur ein paar Fragen, Herr Gontard. Wir werden gleich an der Tatstelle noch eine kurze Aufnahme machen und bitten dann Ihre Frau, uns zu begleiten“.

„Und ich?“

„Sie brauchen wir dort nicht. Ich muß nur einiges wissen“. Der Richter schlug das Blatt um, das mit stenographischen Notizen bedeckt war.

„Also sie waren an dem gestrigen Abend zur Jagd gefahren und kamen morgens mit den Herren Meunier und Thiriot zurück. Haben Sie die alte Dame näher gekannt? Ich meine, haben Sie sich nähergestellt, und wußten Sie über Ihre Verhältnisse Bescheid?“

(Fortsetzung folgt.)

Schmierer-Erlebnisse.

Von Hellmuth Berndsen.

Wohl in keinem anderen Berufe erlebt man so viele wechselvolle Zwischenfälle wie beim Theater. Besonders die früheren kleinen Wandertheater waren meist Schauplätze mannigfaltiger Abenteuer. Sekhastigkeit der Künstler und straffe Organisation haben in diesem Milieu große und wohlthuende Änderungen geschaffen, und die nach dem Kriege einsetzende Verarmung weiter Bevölkerungsschichten entzog diesen kleinen Reisetheatern — im Bühnenjargon „Schmierer“ genannt — vollends den Nährboden. Kino und Radio taten ein übriges, ihnen das ja immer nur schwach ankommende Lebenslicht vollends auszublasen. Damit verschwand ein gut Stück alter Bühnenromantik in der Vergangenheit.

In meiner Anfängerszeit hatte ich noch Gelegenheit, den Zauber und die Ungebundenheit dieses wilden Kunstfertums in allen Phasen auszukosten. Von einer „Schmiere“, die jahrelang im Nordosten Deutschlands ihr Wesen trieb, will ich jetzt erzählen:

Ich hatte mein erstes Winterengagement an einem kleinen Stadttheater Schlesiens hinter mich und sah ab „Palmarum“, dem gefürchteten frühen Saisonschluß, in Berlin, weitere künstlerische Berufungen erwartend. Gottseidank fand ich bei meiner Mutter immer ein Heim, so daß es mir erspart blieb, als engagementsloser „Palmarumbruder“ im damaligen Café Westminster herumzulungern, oder bei Achinger (O selbige Zeit!) zu 10 Pfennig Sülze einen ganzen Korb voll Gratisbrötchen zu verdrücken.

Anfangs Juli wurde ein heute längst vergessener Theateragent auf meine brachliegenden Talente aufmerksam und offerierte mir ein Engagement für drei Monate nach dem kleinen hinterpommerschen Landstädtchen G. zu Herrn „Direktor“ R. 60 Mark Gage und brillantes Benefiz, abzüglich 5 Prozent für seine Bemühungen, blieben mir ganze 57 Mark pro Monat.

Diese ungeschminkte Tatsache verflüchtete mir der hilfreiche Vermittler durch begeisterte Loblieder auf die gute pommersche Landluft und die Aussicht, als junger Anfänger erste Charakterrollen spielen zu dürfen.

Das gab den Ausschlag, ich akzeptierte. In Ermangelung von Koffern verstaute ich sämtliche Kleider in zwei Pappkartons, verschürte sie mit Bindfaden, der furchtbarlich in die Hände schnitt, warf mich in den graublauen Cutaway, den Stolz meines bescheidenen Garderobefundus, und fuhr an einem herrlichen Sommertage nach Hinterpommern. Nach Abzug der Fahrtkosten 4. Klasse hatte ich noch ganze 90 Pfennig im Besitz, doch Jugend und künstlerischer Tatendrang ließen mich diese betrübende Feststellung schnell vergessen, um so mehr, als ich fest überzeugt war, nach den Worten des

Agenten selbigen Abends noch in nahrhaften Gefilden zu landen.

Ich stieg also frohen Mutes in G., einem biedereren Aderstädtchen von rund 4000 Einwohnern aus, konstatierte mit Genugtuung, daß die Sonnen meines Agenten über erstklassige Landluft nicht übertrieben waren, und begab mich in das avisierte Hotel — das erste am Plage — wie eine Tafel am Bahnhof besagte. Das stimmte, es war tatsächlich das erste, aber auch das letzte, denn ein weiteres gab es gar nicht. Mein graublauer Schwenker mukierte auf den eifertig nahenden Wirt wohl wie die neueste Modeoffenbarung gewirkt haben, denn eigenhändig wies er mir im ersten Stock ein geräumiges Zimmer mit Hofausicht auf lebende Landschaften und Organstudien treibende Milchkühe an.

Meine erste Frage war nach Theaterdirektor R. Die geschäftige Höflichkeit des Hoteliers, der mich wegen der kühnen Kurven meines Bratenstippers bestimmt für einen prominenten Sessen- oder Krawattenreisenden hielt, erkalte nach Bekanntgabe meines Berufes merklich. Er wußte nichts von der Existenz eines „Direktors“ R. und dem von ihm geplanten Festspiel-Zusatz in seinem Hotellsaal.

Das war mit 90 Pfennig in der Tasche ein harter Schlag. Ich verwand ihn herhaft und verlieh mich weiter auf meinen Berliner „Landluft“-Agenten, dem ich die Niederträchtigkeit, mich im dunkelsten Hinterpommern für 5 Prozent verhungern zu lassen, nicht antraute. Vor allem bestellte ich mir erst mal Zigaretten, wodurch allerdings meine Reisetasche auf 60 Pfennig zusammenschrumpfte. Zum Glück trug ich in der hinteren Rodtasche als ständige Reisegabe meiner vorjorischen Mutter eine gewichtige Dauerhartwurst, die mich im seelischen Gleichgewicht hielt, denn die Aussicht, vielleicht per pedes nach Berlin zurückwandern zu müssen, lag um so näher, je ferner mein Direktor war. Leichtsinngerweise begab ich die Dauerwurst mit einem Glas Bier, das ein weiteres Loch in mein Portemonnaie brannte. Morgen wollte ich doch auch noch Kaffee trinken und Mittag essen — diese bürgerlichen Betätigungen gewöhnte ich mir erst später an der „Schmiede“ etwas ab — das war ja bei meinem Rassenstiefstand einfach unmöglich, wenn meine tollkühne Exkursion in das dramatische Neuland Hinterpommern sich weiter so unerbittlich entwickeln sollte. Wenn der „1. Haus am Platz“-Wirt sofortige Zahlung verlangte, war ich glatt aufgeschmissen, und mein Traum von idealer Gestaltung eines Wurleig, Wurm und Franz Moor verwirklichte sich womöglich zu brutalem Realismus in Form einer wuchtigen Tracht Prügel des handfesten Hausnechtes aus Pommernland.

Es erschien mir daher gesünder, ein Privatlogis zu suchen, das ich nicht gleich zu bezahlen brauchte. Ich erfuhr in der Stadt die Adresse eines leerstehenden Zimmers und klopfte fünf Minuten später dort an.

Ein altes Brauchen öffnete, selgte sich über mein Mietgesuch sehr erfreut und rief schnell ihre im besten Mannesalter stehende filia hospitalis herbei, die mich gleich in ein eingeebnetes Berghör nahm.

War es der blendende Schwung meines Cutawans, der ihr einen trügerischen Wohlstand vortäuschte, oder meine jugendlich-knuspige Männlichkeit, die sie einen verspäteten Liebesfrühling erhoffen ließ, daß sie mich lieblich flötend fragte: „Ach, Sie sind wohl der neue Gerichtspräsident?“

„Nicht ganz“, flötete ich con sordino zurück, „ich bin vom Theater!“

„Das Zimmer ist schon vermietet!“ bliesen zweistimmig zwei gestopfte Posaunen — ein Paulenschlag der Tür — und die Over „Romeo und Julia auf dem Lande“ war aus.

Das war der zweite kalte Schlag heute. Jetzt konnte ich meinen Direktor bereits verstehen, warum er das kunktfreundliche G. mied. Dicht neben dem gastlichen Hause lockten auf dem Felde die frischen Heumieten zum Übernachten, doch ließ ein stark einsetzender Regen diesen Vagabundengedanken nicht zur Tat werden.

Ich beschloß, im Hotel zu bleiben, ganz gleich, was da komme. Meiner Mutter und meiner Schwester, die sich in einem Thüringer Sommerengagement befand, schrieb ich je einen verzweifeltsten Brandbrief, wodurch ich in mein Portfeuille ein neues Loch senkte. In jeder Weise erleichtert legte ich mich mit armseligen 40 Pfennigen Vermögen ins Bett.

Am nächsten Tag ging ich dem Wirt möglichst aus dem Wege, beorderte mir aber voll Galgenhumor das Frühstück auf mein Zimmer und ließ in jugendlichem Leichtsinne den Rest meiner Barkhaft bis auf 10 Pfennig in Zigarettenrauch aufgehen.

Voll Fatalismus ah ich dann auf der Hotelveranda opulent zu Mittag, wobei der Herbergsvater mich unangenehm aufs Korn nahm. Ich hörte ihn in diesem Sport nicht, sondern führte mir nachmittags meinen Rosta nebst Gebäud und obligaten Dolchbliden nonchalant zu Gemüte.

Ich täuschte mich in der Deutung der Inquisitorblide des Wirtes nicht, denn, als ich mir das Abendessen und einen Schoppen Bier aufs Zimmer bestellte, rückte er mit den

veinlichen Worten auf den Leib: „Speisen und Getränke müssen gleich bezahlt werden. Das ist bei mir so Usus!“

Das war der dritte kalte Schlag. Jetzt hieß es Contenance bewahren. Schnell überlegte ich noch, auf welchen Umwegen das Wort „Usus“ wohl in seinen hinterpommerschen Sprachschatz gelangt sein mag, dann entgegnete ich ihm ebenso sachlich wie kaltblütig: „Das mag bei Ihnen so Usus sein — in Berlin kennt man diesen merkwürdigen Brauch nicht!“, ließ ihn verdutzt stehen und machte mir mit wuchtigen Natolowsky-Schritten einen fabelhaften Abgang in mein Zimmer.

Entweder war es das Zauberwort „Berlin“, vielleicht auch mein drohend rollendes „R“, oder gar das entrückte Schwenken meiner Cutaway-Schneipel, was ihn außer Fassung brachte — jedenfalls schied er mit das Abendessen auf mein Zimmer.

Dier machte gerade das nette Hausmädchen mein Bett zurecht. Ich brauchte nach der nervenzehrenden Szene mit dem Wirt einen Blisableiter, an dem ich meine seelische Bedrängnis entladen konnte und vertraute dem jungen, hübschen Ding meine prekäre Situation an. Gefaßt darauf, daß es nun sofort den Hausberrn rufen würde, erhielt ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen folgenden klassischen Rat eines unverbildeten Provinzgemeütes: „Ach, sowat kommt öfters vor! Letzte Woche is och een Reijender dorch's Fenster jeangangen!“

Vollkommen getrüftet und seelisch auf neu gebügelt legte ich mich daraufhin ohne Kommentat ins Bett.

Vielleicht hatte die junge Gemütsathletin doch geplaudert, denn am andern Morgen schlich der Wirt auf der Veranda um mich herum, wie die Rake um die Maus in der Falle.

Mir war hundselenig zu Mute. Trotz des seelischen Zuspruchs der Landmaid hatte ich die ganze Nacht von Schuldhaft, Hungerturm, Brandmarkt und anderen Druckmitteln unbarmherziger Gläubiger geträumt. Ich nahm den Morgenlaffe wie der Delinquent seine Dentrersmahlzeit. Vor Verzweiflung lernte ich sämtliche Inserate des Kreisblattes auswendig und spielte dabei nervös mit dem letzten Groschen in meiner Tasche. Vielleicht geschah ein Wunder, und er wuchs sich durch krampfhaftes Drücken zu einem harten Taler oder Goldstucks aus.

Nichts dergleichen geschah und resistent-apathisch starrte ich die öde Strake hinunter, die zum Marktplatz führte. Dort lag die Post. Wenn von ihr nicht bald Rettung kam, war ich verloren.

Gerade, als ich das große Inserat über die freisamtliche Zuchtleberlösung fehlerlos ohne Souffleur deklamieren konnte, hörte ich auf der Veranda meinen Namen rufen. Freudig bewegt, daß „derselbe“ bereits in diesen weltfernen Gauen mit Ehrfurcht genannt wurde, erblickte ich den Ortsbriefträger, einen ellenlangen Sänen mit blondem Fußsackbart, der dem Wirt ein für mich bestimmtes Telegramm zeigte. Die Züge des Hoteliers erhellten sich um einige Grade, als er den Boten an mich verwies. Mit großer Geste nahm ich die Depesche in Empfang, doch wehmütig umflorte sich mein Blick, als der Stephansjünger mit meinem letzten Groschen verschwand.

Das Telegramm kam wie der deus ex machina genau aufs Stichwort — das war wirklich Rettung aus höchster Not — alle Lebensgeister begannen sich zu regen — doch wieder entlud sich ein kalter Schlag, als ich das Siegel löste. Nichts von schnödem Mammon, nur die Mitteilung des Berliner „Landluft“-Bermittlers, er hätte sich in der Stadt geirrt, und ich sollte unverzüglich nach L. fahren, wo der reisende „Talentpächter“ seinen Kulturpionierladen eröffnen wolle. Glücklicherweise lag eine bezahlte Antwort für 50 Pfennig bei, die ich aber nicht für den Agenten benutzte, sondern damit sofort die Direktion in L. um 5 Mark Vor-schub ersuchte, da ich sonst nicht eintreffen könne. L. einst ein bekannter königlicher Gestütsort, lag nicht allzu weit von G.; es war also baldige Rettung zu erwarten, vorausgesetzt, daß der hinterpommersche Sommerdirektor überhaupt 5 Mark in seinem Beßk hatte.

Ich nahm nochmal ein Mittagessen „auf Verdacht“, pumpte dazu Zigaretten und wartete etwas leichter gestimmt die weitere Entwicklung dieser Hinterwäldlergeschichte auf der Veranda ab. Der Wirt, der meine wiederbelebten Außenweltbeziehungen ab oculus konstatiert hatte, wick mir nicht von der Seite. Obwohl von meiner Mutter und Schwester noch keine Nachricht da war, trug ich ein selbstbewußtes Wesen zur Schau, als hätte ich mit dem Rücktelegramm die gewinnbringendste Finanzoperation glücklich beendet.

Es vergingen nochmals schreckliche Wartestunden, bis gegen Abend der postalische Rauschbart wieder erschien. Mißtrauisch öffnete ich die Depesche des Direktors, gefaßt darauf, daß auch er sich über die definitive Stätte seiner Wirksamkeit noch nicht im klaren sei und mich womöglich in seiner damals noch nicht bühnengenosseuschaftlich eingeeigneten Nachfülle vielleicht nach den ostpreussischen Wäldern oder noch weiter beorderte.

Aber nichts von alledem. Beschämt stellte ich fest, daß ich das finanzielle Fundament seiner „moralischen Anstalt“ gewaltig unterschätzt hatte, denn er überwies mir tatsächlich die angeforderten 5 Mark. Ich zog den Postriefen schnell in eine Ecke, damit der Wirt sich über die Höhe der empfangenen Summe die hochtrabendsten Gedanken machen konnte und entließ den Barbarossa mit einem generösen Trintgeld, das ihn zu einer gewagten Verbeugung verleitete, die bei seinem Urwaldbart und der Enaksgestalt grotesk genug annahm.

Leutselig versuchte mich jetzt der Wirt in ein Gespräch zu ziehen, das aber meinerseits nur in der Bestellung eines guten Essens mit Bier und Zigaretten bestand. Eigentlich durfte ich mir das ja gar nicht leisten, denn, obgleich die Fahrt nach L. nur wenig mehr als eine Mark kostete, konnte ich meiner Zwingburg doch nicht eher entinnen, bis ich auf Heller und Pfennig gebleibt hatte. Alles zusammen hatte ich aber schon mehr verzehrt und abgewohnt, als der fürstliche Vorschuß ausmachte. Noch einmal wälzte ich eine Nacht in schweren Schuldnerträumen, bis am nächsten Morgen die Geldbriefe meiner Mutter und Schwester mich aus allen Schwulstigkeiten befreiten.

Wohlwollend diente der Wirt „erster Klasse“, als ich ihm meine unfreiwilligen Schulden berappte. Ich konnte es mir dabei nicht verkneifen, ihm meine ausgestandenen Gewissensqualen zu schildern. Er wollte nun natürlich seine Reputation als umgänglicher Geschäftsmann retten, spielte sich als weitgereisten, welterfahrenen Menschenkenner auf, der meine heisse Situation längst durchschaut hätte, aber sich den Spaß an dem „Berliner in tausend Ängsten“ nicht verderben wollte. Ich ließ ihm diesen frommen Glauben und dampfte erlösten Herzens nach L., wo ich endlich Direktor R. inmitten seines Stabes prominenter Provinzlebrüder antraf. Leider kam ich vom Regen in die Traufe, denn mit der leichtsinnigen Übersendung der 5 Mark hatte er den Etat seiner dramatischen Kunstdüngerfabrik dermaßen erschüttert, daß er in dieser Saison nicht mehr auf die Beine kam.

Am Heiligen Wasser.

Von F. Schrönhamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Tagelang war ich durch den heimatischen Urwald gewandert, der an den Landesmarken der Bayern und Böhmen über dreißig Stunden im Geviert sich erstreckt.

Unermüdlich heilige Wälder mit Bergkuppen, die wie Könige über die Heerscharen der Riesenbäume ragen, mit dunkeln, geheimnisvollen Waldseen, die wie verwunschene Prinzessinnen zwischen Steilwänden und moorigen Tiefmatten gebettet waren und schwermütvollen Auges zur Höhenjonne sich sehnten.

Ich mied die Holzwege und Jägersteige. Markierte Fremdenpfade gab es damals noch nicht in jenen urweltlichen Heimatwäldern.

Abenteuernd und heiliger Ahnungen voll überließ ich mich auf meinen ferienzeitlichen Wallfahrten durch die heiligen Ewigkeitswälder der Führung des wegweisenden Herzens.

Tausend und tausend Male mag ich auf diesen Fahrten durch diesen Gottestempel unberührter Urnatur an Stellen gekommen sein, die vor mir nie eines Menschen Fuß betreten, nie der warme Atem eines Mundes durchweht hatte.

Unzählige Male stand ich stehend vor riesigen Tannenleichen, deren Leiber wie lebendig in manashohen Farben lagen und dem sprossenden Nachwuchs den Weg zu dämmerlichten Sonnenhöhen freigaben mit ihrem Fall in blitgeblendeter Wetternacht, da sich das Schicksal ihres Uralters erfüllte im stürzenden Höhensturm.

Aber wenn ich mit dem Stöckel an solch eine Riesenleiche stieß, die äußerlich noch ganz frisch aussah, zerbröckelte sie in mulligem Gemoder und diente den Nachfahren als Dünger: „Dein Tod ist mein Leben.“ Urgeheiß der Natur: „Das Leben ist des Lebens Zweck.“ Und der Tod ist nur ein Wandlungsvorgang im ewigen Leben.

Auf einer solchen Urwaldwanderung kam ich zum Heiligen Wasser.

Unter einem haushohen, mooszottigen, farrenstarrenden Felsen trat eine starke, klarflüssige Quelle zum Licht; zwischen taupropfigen Waldgräsern rann sie einige Schritte weit im Dämmerbuntel unter dem hohen Laubdach feierlicher Weißbuchen, deren schlanke Riesenäulen wie eine Tempelhalle das Waldwunder umstanden: eine zimmergroße Wassermulde, von der Quelle gespeist, kaum schubtief, der Grund goldblitzend von zartem Flimmerties.

Oder war es wirkliches Gold?

Die Sonne, die eben im Mittag stand, sandte durch das graudüstere Laubgedämmert der Buchenwipfel einen handbreiten Lichtschleier zum heiligen Wasser nieder und zauberte

einen kleinen Regenbogen darüber, den sie mit einem aus dem Felsen niedersprühenden Wassergestäube bildete.

Doch oben auf der grünmoosigen Felskuppe träumten Königssterzen und fremdartige, seltsame Waldblodenblumen zum Heiligen Wasser mit dem zauberleicht sich wiegenden Siebenfarbenvunder des Regenbogens nieder.

Ich stand gebannt und wagte kaum zu atmen. Denn ich wußte: Als erstes und einziges von allen Menschenfindern bin ich begnadet, das heilige Urweltwunder dieser Quellenmulde mit dem Regenbogen darüber zu sehen.

Noch nie seit ersten Schöpfungstagen hat eines Menschen Fuß diese heilige Stätte betreten.

Ein letztes Stück Paradies lag vor mir.

Und wie zur Bestätigung meines heiligen Ahnens erhob ein Jaunköniglein zu meinen Häupten leichtes Geströpe. Ein Reih erschien auf dem Felsen zwischen den Königssterzen und seidenblauen Waldblodenblumen und äugte ohne Scheu auf mich herab.

Das Tierlein sah zum erstenmal einen Menschen.

In der goldklaren Wassermulde schwammen tiefrotbetupfte Forellen, die ich jetzt erst bemerkte, ohne Spur einer Furcht gegen mich heran und wunderten sich über das seltsame Lebewesen, das vor ihrem heiligen Borne stand und staunte.

Sie sahen zum erstenmal einen Menschen.

Ein Waldfink flog mir jetzt gar auf die Schulter und raunte mir mit seinem Schnäbeln einen lieben, leisen Laut ins Ohr und flog wundernd wieder weg. Das Tierlein wußte nicht, daß ich ein Mensch bin.

Erschüttert stand ich in dieser Paradieseswelt ohne Feindschaft, ohne Schreden, ohne Tod.

Dinge, die erst der Kulturmench in die Schöpfung getragen und damit das Paradies in eine Wüste des Grauens verwandelt hat.

Dieses Wissen stand gleich einem Flammenschwert vor meiner reueheissen Seele. Und als ich die heilige Stätte verließ, wars wie das Rauschen von Cherubflügeln über mir in den dämmerdüsteren Wipfeln der Riesenbuchen.

Fahr wohl, du heiliger Urweltwald!

Fahr wohl, du heiliges Siebenfarbenspiel im Sonnenbogen über dem Heiligen Wasser.

Heilig, heilig, heilig...

Nach Jahren wollte ich die stille Stelle im Urwald mit dem Heiligen Wasser wieder aufsuchen. Ich fand das Wunder nicht mehr in dem schier endlosen Waldgebiet; dreißig Stunden tiefe und breite schier weglose Urnatur...

Paradies...

Ich sah es nur einmal mit Leibesaugen.

Aber ich trage das Wunder im Herzen und flüchte mich zu ihm, so oft mich das Grauen fäkt vor „der Krone der Schöpfung“, der... Menschheit.

Welt u. Wissen

* Auf der Suche nach der blauen Rose. Drei Ziele beschäftigen gegenwärtig die Aufmerksamkeit der englischen Rosenzüchter, die soeben auf der großen Rosenschau der National Rose Society in Chelsea große Triumphe feierten: Die Suche nach der wirklich blauen Rose, die Rose ohne Dornen und die Erzielung des starken alten Rosenbustes in den neuen Hybriden. „Die Rosenzüchter haben sich von jeher bemüht und bemühen sich noch, die echt blaue Rose zu züchten“, erklärte ein erfahrener Züchter, S. Fraser, „aber ich muß bekennen, daß ich nicht recht daran glaube, daß wir jemals ein wirkliches Blau bei der Rose erzielen, weil es kein Blau in der Art gibt. Wir werden aber sicher dem Blau sehr nahe kommen; in der Tat ist schon viel erreicht in den beiden Rosen „Weissenblau“ und „Baby Blue“, die stark violette und lila Schattierungen haben. Weiter bemühen wir uns sehr, den alten englischen Duft in den Rosen wieder zu gewinnen. Rosen mit einschmeichelndem Duft sind nicht oft ebenso schön in der Form und Farbe. Die duftreichen Rosen sind im allgemeinen aus den altmodischen Damaszener und französischen Rosen gewonnen, und diese reichen in der Schönheit der Form nicht heran an die Teeshybriden, die nur Teeduft haben. Augenscheinlich können wir nicht alles in einem erzielen. Entweder haben wir den wundervollen Duft aber nur eine geringere Blume, oder wir haben die prächtigen Blumen und keinen Duft. Ob alle Rosen ganz ohne Dornen gezüchtet werden können, scheint mir nicht sicher. Wir haben aber doch schon eine ganze Reihe, die völlig dornenlos sind. Die Dornen erscheinen für Blumen, die im Garten gezogen werden, nicht am Platze, und sie wirken im windigen Wetter zerstörend.“